

Belegexemplar! Siehe Seite 4 und 64

RADIUS

4/1985 · 4. Quartal
30. Jahrgang
ISSN 0033-8532
E 21 689 F

Die
Kulturzeitschrift
zum
Weiter-Denken



Neue Gründerzeit:
Bekenntnis zum Reichtum

2	<i>Kolumne</i> Unsere Kirche und ihr Geld	Heinrich Albertz
3	<i>Leitartikel</i> Neue Gründerzeit oder: Lernen wir aus der Geschichte?	Hanna Beate Schöpp-Schilling
4	<i>Biblische Bemerkungen zum Thema</i> Reichtum bringt Zwänge mit sich	Luise Schottroff
5	<i>Kontroversartikel</i> Ein Bekenntnis zum Reichtum ist nötig Die politische Kultur nicht vergessen!	Matthias Wissmann Georg Heller
23	»Immer weiter in die Miesen«	Hans Nakielski
30	<i>Der literarische Beitrag zum Thema</i> Die Türmer. Ein Märchen, das aus der Kälte kommt	Uwe Wandrey
32	Wohlstand: ein göttliches Recht?	Erich Geldbach
36	Szenarios von Erfolg und Katastrophe	Simon Landy und Inge Leitz
41	Im Schatten: die Armut von Frauen	Hilda Scott
44	Armut – Elend – Menschenwürde	Helmut Falkenstörfer
45	Tod in der Zusammenhanglosigkeit	Fulbert Steffensky
49	<i>Bücher zum Thema</i> Im Bann des positiven Denkens Die Sprache der Postmoderne Bettler, Gauner und Proleten Die Duldung der Armut Ordnung, Fleiß, Sparsamkeit und Reinlichkeit	Gottfried Küenzlen Gerhart Kilpper Hubert Treiber Norbert Copray Bruno Schonig
61	<i>Nachrichten aus der EAiD</i> Erfahrungen beim Umkehren Thesen aus der Münchner Erklärung des Arbeitskreises Evangelische Erneuerung Gespräche mit der Dritten Welt Termine Einladung an alte ESG-ler	Joachim Track
64	<i>Zu diesem Heft</i> Die Autoren · Die Fotografen Leser zum Thema Impressum · Beilagenhinweis	

BIBLISCHE BEMERKUNGEN

ZUM THEMA

Luise Schottroff

REICHTUM BRINGT ZWÄNGE MIT SICH

»Da aber solches hörte einer, der mit zu Tisch saß, sprach er zu ihm: Selig ist, der das Brot isset im Reich Gottes!

4 Er aber sprach zu ihm: Es war ein Mensch, der machte ein groß Abendmahl und lud viele dazu. Und sandte seinen Knecht aus zur Stunde des Abendmahls, zu sagen den Geladenen: Kommt, denn es ist alles bereit! Und sie fingen an alle nacheinander sich zu entschuldigen. Der erste sprach zu ihm: Ich habe einen Acker gekauft und muß hinausgehen und ihn besehen; ich bitte dich, entschuldige mich. Und der andere sprach: Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft, und ich gehe jetzt hin, sie zu besehen; ich bitte dich, entschuldige mich. Und der dritte sprach: Ich habe ein Weib genommen, darum kann ich nicht kommen. Und der Knecht

kam und sagte das seinem Herrn wieder. Da ward der Hausherr zornig und sprach zu seinem Knechte: Gehe aus schnell auf die Straßen und Gassen der Stadt und führe die Armen und Krüppel und Lahmen und Blinden herein. Und der Knecht sprach: Herr, es ist geschehen, was du befohlen hast; es ist aber noch Raum da. Und der Herr sprach zu dem Knechte: Gehe aus auf die Landstraßen und an die Zäune und nötige sie hereinzukommen, auf daß mein Haus voll werde. Ich sage euch aber, daß der Männer keiner, die geladen sind, mein Abendmahl schmecken wird.«

(Lukas 14,15–24)

Gastmähler waren im Altertum die Höhepunkte des sozialen Lebens der reichen Leute. Man zeigte, was man hatte: Silbergeschirr, Luxusessen, viele Sklaven, ein großes Haus, reiche Nachbarn und Freunde. Man blieb unter sich und feierte miteinander, daß man zur Elite gehörte. Daß ein großer Teil der Bevölkerung arm war, unter härtesten Bedingungen arbeitete, arbeitslos war oder gar in den Großstadtlums der Antike umkam, war diesen reichen Leuten kaum bewußt. Einige Philosophen berichten zwar von der Armut, aber meist ohne Sensibilität für die Unge-

rechtigkeit, die diese Armut verursachte.

Das Gleichnis vom Gastmahl nimmt sein Bild aus dieser Welt der reichen Leute. Rangprobleme spielten da eine zentrale Rolle. Wer dem Rang nach über wem an den Festmahlischen liegen durfte – das war ein Problem, über das dauernd diskutiert wurde, worüber es zu Konflikten kam, weswegen Gäste sich beleidigt fühlten. Ebenso heikel war die Ehre des Gastgebers. Wehe, wenn einer eingeladen wurde und nicht kommen wollte. Das konnte nur heißen, daß er einem anderen Gastgeber mehr Ehre gab (Plinius, ep. I 15).

Wenn aber alle Gäste einem Gastgeber absagten, wie es das Gleichnis erzählt, war das eine überdimensionale Beleidigung. Das konnte eigentlich nur bedeuten, sie kannten einen anderen, reicheren Gastgeber, von dem sie sich mehr versprochen.

Wenn das Gleichnis damals erzählt wurde, dann wußte jede(r) sofort, daß von Gott die Rede war. Gleichnisse waren bei Juden und Christen eine beliebte Weise, über Gott und seine Kinder laut nachzudenken. Und daß Gott am Ende aller Tage ein Festmahl für die Gerechten geben würde, wußten alle – und alle sehnten sich danach, dabei zu sein und nicht unter denen, die aus dem Festsaal herausgejagt würden, weil sie Gottes Willen mißachtet hatten.

Alle Gottesgäste sagten ab. Sie können nicht kommen, denn sie müssen noch etwas erledigen. Dieses »Muß« ist keine Ausrede, sie müssen in der Tat. Der eine hat einen Acker gekauft. Der gehört ihm aber erst wirklich, wenn er ihn selbst gesehen hat. Das war im antiken Recht so. Wenn er also nicht so schnell wie möglich zu dem Acker geht, geht er ein Risiko ein. Der Kaufpreis ist bezahlt, aber noch gefährdet. Entsprechendes gilt für den Kauf von Rindern und sogar für die Eheschließung. Auch hier geht es nicht ohne die Inbesitznahme der Frau.

Die Entschuldigungen sind Ausdruck von Zwängen, die der Reichtum mit sich bringt. Reichtum ist eine Macht, die ihre Diener hat und sie wie die Puppen tanzen läßt. Alle Gäste sagen Gottes Einladung ab, halten ihren Herrn – den Mammon – für wichtiger.

Das Neue Testament ist voll von Aussagen, daß Reichtum eine Macht sei, eine Gegenmacht gegen Gott. Im Kolosserbrief steht, daß das »Mehrhaben-Wollen« (die Pleonexia) Götzendienst sei (Kol 3,5); die Jesustradition enthält das Logion, daß niemand zwei Herren dienen könne: Entweder gehorchen die Menschen Gott oder dem Mammon. Reiche Leute sind nach dem Verständnis des Neuen

(Fortsetzung auf Seite 47)

Brot nicht teilen, da können sie sich auch innerlich nicht zum Leben verhelfen.

Das Leben hängt zusammen, nichts versinkt in der Aufspaltung und der Zusammenhanglosigkeit – dieses Gefühl des Sinnes kann nur da entstehen, wo die Verbundenheit des ganzen Lebens auch in den äußeren Lebensbedingungen seinen materiellen Ausdruck findet. Das heißt, eine Gesellschaft kann erst da einen Sinn erkennen, Lebensziele verfolgen und ein überzeugendes Ethos entwickeln, wo sie zugleich eine Gerechtigkeit der äußeren Lebensbedingungen herstellt. Die in einem ideellen Bereich geführte Sinn- und Wertediskussion ist zur Ergebnislosigkeit verurteilt, wo sie abgelöst wird von den Fragen der materiellen Gerechtigkeit – von der Frage der Verteilung des Geldes, der Arbeit, des Wohnraumes. Ein kapitalistisches System, in dem Menschen ihre individuellen Profitinteressen verfolgen, in dem die Getrenntheit der Subjekte und ihre konkurrenzhafter Feindschaft essentiell sind, kann nicht anders als Sinn, Lebensentwürfe und Moral zerstören.

Kinder, die nicht teilen können

Selbst wenn es deprimierend ist, ich werde ein weiteres Beispiel einer solchen Zerstörung zitieren. Innerhalb einer Projektwoche wurde in einer Hamburger Schule ein Projekt »Orientalische Küche« angeboten. An einem Mittag, als die Schülerinnen und Schüler ihre selbstgekochten Gerichte aßen, kam eine ehemalige Schülerin des Gymnasiums diese Klasse besuchen. Die Klassenlehrerin lud sie ein mitzuessen. Die Klasse wurde unruhig. Als die fremde Schülerin wieder gegangen war, machte die Klasse der Lehrerin Vorwürfe, daß da jemand eingeladen wurde und mitgegessen habe, der nichts bezahlt hatte und an der Vorbereitung nicht beteiligt war.

Es soll niemand diese Beispiele mißverstehen! Ich zitiere sie nicht, um zu zeigen, wie gewissenlos die Jugend ist. Aber ich frage mich: Was haben wir aus unseren Kindern ge-

macht? Welche Gesellschaft hat sie ein solch ekelhaftes Verhalten gelehrt? Wodurch sind ihre Seelen so früh zerstört worden? Ich kann mir nicht vorstellen, daß ich ein solches Beispiel aus einem sozialistischen Land berichten könnte.

Zu der Kultur des Teilens und der Verbundenheit gibt es keine Alternative. Denn die Kultur der Apartheid und der Separation zwingt uns zur Feindseligkeit. Es wird uns von einem Gespräch zwischen Franz von Assisi und einem Bischof berichtet. Der Bischof hält das Leben der Franziskanischen Brüder ohne Eigentum und Besitz für unerträglich schwer. Darauf sagte ihm Franz: »Herr, wollten wir etwas besitzen, so müßten wir auch Waffen zu unserer Verteidigung haben. Daher kommen die Streitereien und Kämpfe, die die Liebe Gottes und der Menschen behindern. Darum wollen wir nichts Zeitliches in der Welt besitzen.«

Die Kriege, von denen Franz spricht, die äußere und die innere Feindseligkeit des Lebens kommen eigentlich nicht durch die, mit denen nicht geteilt wird und die ihren Teil beanspruchen könnten. Der Besitz, so sagt Franziskus, verlangt die Ausrüstung und Bewaffnung des Lebens. Zwischen Verbundenheit und feindseliger Trennung, zwischen Haß und Liebe gibt es kein Drittes. Wer besitzt und nicht teilt, kann sich nicht einmal erlauben, gleichgültig zu sein gegen die, denen ihr Teil vorenthalten wird. Dazu zwingt ihn der Besitz viel zu sehr, auf der Hut zu sein und auf der Lauer zu liegen.

Das Christentum hat es schwer mit der Kultur individueller Lebenserbeutung. Bleibt es seiner eigenen Stiftung treu, dann ist sein Hauptgedanke die Kommunion, die Mitteilung und die Selbstverschwendung. Die Kultur der Apartheid heißt aber Verkrallung ins eigene Leben, ängstliche und feindselige Abgrenzung und Selbstkonservierung. Wir können nur hoffen, daß das Christentum sich selber treu bleibt und daß zwischen diesen beiden Kulturen ein Kampf bestehen bleibt auf Leben und Tod. ■

(Fortsetzung von Seite 4)

Testaments Sklaven, Gefangene eines mächtigen Herrn, der sie regiert, der sie Zwängen unterwirft.

Die reichen Gäste im Gastmahlsgleichnis haben nicht leichtsinnig abgesagt, eher sollte man sagen, daß sie keine Alternative sahen zu ihrer Absage. Sie hätten sonst aus den Gesetzen ihres Handelns aussteigen müssen. Heute sind die sogenannten Sachzwänge und der sogenannte Realismus Ausdruck der Herrschaft des Geldes über die Menschen. Wenn die Bauern auf dem Getreidemarkt konkurrenzfähig sein wollen, müssen sie ihre Felder mit Chemikalien behandeln, die die Böden langsam vergiften. »Ich habe einen Acker gekauft und muß hinausgehen und ihn besehen.«

Wenn in unserer westdeutschen Kirche sich Menschen mit dieser biblischen Tradition (und Lk 14,15–24 ist kein Einzelfall) konfrontiert sehen, kommt schnell der Einwand: Aber Gottes Liebe gilt doch allen! Hier muß mit der Bibelauslegung etwas nicht stimmen, ist dabei der Hintergrundgedanke. Aber das Gleichnis sagt, was es sagt: Keiner jener Geladenen wird das Festmahl essen.

Die biblische Tradition will, daß die Reichen sich dieser Konsequenz ihrer Situation und ihres Handelns stellen. So und nicht anders wird es sein. Das Gleichnis will, daß die Reichen, die sich auf Gottes Gedanken einlassen, anfangen, nach Wegen für sich zu suchen. Noch ist es ja nicht soweit. Noch gibt es Möglichkeiten, sich anders gegenüber Gottes Einladung zu verhalten. Diese Alternative zu suchen, überläßt das Gleichnis seinen Hörern. Indirekt hat es ja alles gesagt. Man kann nicht zwei Herren dienen. Die Zwänge von Konkurrenz, Karriere, »Mehr-haben-Wollen« sind Feinde des Lebens. Denn wahres Leben ist nur bei Gott. Ein sanfter Weg, den Gesetzen des Mammons zu folgen und doch ein warmes Herz zu behalten, existiert nicht. Nach biblischer Tradition gibt es nur die Wahl zwischen dem Leben und dem verhärteten Herz.